

# Blätter für Literatur und bildende Kunst, herausgegeben von Th. Hell.

65. Mittwoch, am 16. August 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

## Unterhaltungsschriften für Freunde des classischen Alterthums.

Dezobry. Mirbach. Bulwer.

Der Beweglichkeit, mit der das darstellende Talent unserer Tage die entferntesten Zustände anschaulich auffaßt und hinzeichnet, konnte der Reiz nicht entgehen, der in den Schicksalen des classischen Griechenlands und Roms liegt, um auch sie für Bilder, die zum Verweilen einladen, zu benutzen. Solchen classischen Bildern kommt das Anziehende von Jugenderinnerungen zu Hülfe. Mit den Helden Homers und mit Ciceros republikanischen Freunden war wenigstens sonst die deutsche Jugend vertrauter, als die studirten Leute mancher andern Länder, und ihrer Phantasie war daher ein Bild ihrer Lebenszustände eine heimatliche Erinnerung. Auf die Theilnahme dieser Comensalen so vieler erlauchter Schatten darf daher ein Romanschreiber schon rechnen, der zu interessiren versteht und als good scholar sich ankündigt; und selbst die strengen Gelehrten überwinden sich leichter zu den letzten Tagen Pompeji's und selbst zum Agathokles, in dem Karoline Pichler das Costume der Zeit mit Sachkenntniß, Genauigkeit und Geschmack dargestellt fand, als zur Indiana oder dem Glöckner von Notre Dame. Sprechen die Philologen noch hie und da gegen solche Schriften, die ihnen doch Freunde ihrer Studien zuführen sollen, so ist es aus Furcht vor der Mühe, Beweise für nur wahrscheinliche Behauptungen nachzuliefern, oder Besorgniß, manche andre bestreiten zu müssen. Wo sie nur beim Talent den festen Boden classischen Wissens finden, sind sie nicht schwierig mit der Aufnahme ins Indigenat und die gelehrtesten Risse und Beweisführungen klebt man dann an einen Balcon in Scaurus oder Odysseus Palaste.

Die Grenze zu finden, wie weit die ausschelfende Phantasie die Lücken in den Angaben der Alten ausfüllen dürfe, ist die Aufgabe für den Erzähler. Ziemlich weit steckt sie die Jugend und daher verfallen die Mehrzahl dieser Schriften den Frauen, die als schönre Hälfte der Jugend anzusehen sind; enger stecken sie die ernsthaften Männer, die dafür Sterne und Gänsefüßchen im Texte, Noten unter den Seiten und griechische und lateinische Worte aus dem

Corpus Juris und der Bibel am Rande und mitten in den Zeilen vertragen.

Als ein Muster der glücklichen Mitte hat man in Frankreich neuerdings die Briefe eines jungen Galliers gepriesen, die er unter der Regierung Augustus einem Freunde in Lutetien schreibt. (Rome au siècle d'Auguste ou Voyage d'un Gaulois à Rome à l'époque du regne d'Auguste et pendant une partie du regne de Tibère; par Ch. Dezobry. P. 1835.) Camulogenes blieb nach Dezobry's gelehrter Dichtung sieben und vierzig Jahre lang in Rom und verzeichnet ohne systematische Ordnung, aber mit großer Klarheit, was das Leben bewegte. Der Rahmen ist weit und so ziemlich alles, was die Handbücher der Antiquitäten besprechen, fand darin seinen Platz. Aber ein glückliches Talent, das mit vieler Erudition leicht sich zu bewegen weiß, bringt gleichsam spielend sein Wissen an. Gelehrte von Fach werden finden, daß Dezobry zwar von den Handschriftenlesarten keine Notiz nimmt und in seiner Annahme positiv ist, wo es vielleicht vornehmer gewesen wär, zwanzig Scholiasten zu citiren, vier Fragen in einem Athem zu thun und die Antworten den Lesern zu überlassen — aber daß er von einer Menge Dingen sprachgelehrte treffende Deutungen giebt, die weiter helfen als jene nur schrittweise vorwärts- und häufig zurückbringenden Paragraphen; und daher kann die sehr gewandte und gelungene Uebersetzung dieser Schrift — Rom im Jahrhundert des Augustus nach dem Französischen des Charles Dezobry bearbeitet von Th. Hell, Leipzig 1837, bis jetzt drei Hefte in Oktav — mit Fug und Gewissen allen empfohlen werden, die bloß einen unterhaltenden und belehrenden Text lesen wollen und auch denen, die im Stande sind, die nach dem Wunsche der Verlagsbandlung weggelassenen Citate des Originals aus eigener Belesenheit sich zu suppliren. Sie würden finden, daß Dezobry das J. 25 nach Chr. zwar nicht als strenge Grenze seiner Belege festgehalten hat, aber daß er doch fast stets eine Art von Beleg im Hinterhalt hat.

Fast dieselben Zwecke hatte sich ein gelehrter Kurländer gestellt in seinen: Römischen Briefen aus den letzten Zeiten der Republik. Von D. v. Mirbach. Mitau 1835. 8. zwei Oktavbände, die gleichfalls die

Ereignisse in Rom zu derselben Periode, ebenfalls in Briefform, erzählen. Aufmerksame Leser beider Schriften werden bald die Punkte gefunden haben, wo sich vergleichen läßt, was das Gewissen einem gelehrten Deutschen und was es einem Franzosen bei nicht ausreichenden Quellen zu erzählen zuläßt. Der Franzose, um es gleichnißweise zu sagen, schießt ein Loch in die Mauer, um in den Platz zu kommen, wenn auch die Mannschaften haufenweis fallen; der Deutsche schont nicht allein seine Leute, sondern auch die Glieder seiner Leute und macht Laufgräben, Brustwehren und Parallelen; er hat wenigstens Abetens Bearbeitung der Ciceronischen Briefe hinter sich oder Drumanns Geschichte Roms im Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, wenn er mit Dionysius röm. Alterthümern nicht selbst anrückt, und ist in seinem ganzen Thun ängstlicher, bis er zuweilen Parade machen kann — manchmal am unrichtigen Flecke.

Eine vornehme Sicherheit und auch bei dem unsichersten Boden ein ruhiger Schritt ist das Eigenthümliche der englischen Antiquare, die zwar kein Geheimniß daraus machen, wenn sie den Boden nicht für haltbar erkennen, aber auch Maß im sich Umtummeln zu halten verstehn, wo das Feld sich zur Savanne gedehnt hat. Ein Muster dieser Mäßigung ist des Obersten Leake Beschreibung Athens. Durch kluge Benutzung der Baustücke und selbst vereinzelter Brocken vom Lapidarstyl weiß er den Boden zwar zu befestigen; doch verschmäht er, dem Leser alle die Scherben nachzuwerfen, die er beim Suchen nach einem Granitwürfel gelegentlich antraf. Die Deutschen könnten ein Duzend solcher Bücher bekommen und sie würden nicht zu viel haben. — Von einem Schriftsteller, der durch Schriften der anziehendsten Art zu einem europäischen Namen gelangt ist, haben die Engländer wieder eine erhalten, und Viele werden erstaunen, an seinem Verf., ihrem alten Freunde dieses neue Gesicht kennen zu lernen. Eduard Lytton Bulwer, der Verf. des Rienzi, dem man die Bekanntschaft mit den Mädchen des Pindus zwar aus mehr als einem Gebichte abmerkte, zeigt sich als ein so vertrauter Kenner der griechischen Geschichte, in seinem Werke: Athens Größe und Verfall, daß er wagen darf, Mitford zurechtzuweisen, und sein Buch dem gelehrtesten Chronisten Griechenlands, Henry Fyner Clinton, dem Verf. der Fasti Hellenici, zu widmen. Das Buch ist unter dem eben genannten Titel von D. von Czarnowski, Aachen und Leipzig in 8. 1837 sehr gut übersetzt worden, und die vier bisher erschienenen Bände reichen von der mythischen Periode, an die vortreffliche Untersuchungen geknüpft sind, bis zu dem Jahre, wo Perikles starb (429 v. Chr.) Ein Dichter wie Bulwer sucht

in dem atheniensischen Volke vorzüglich das auf, was uns einen recht vollständigen Begriff von seiner geistigen Kraft giebt, und von den Hindernissen, die ihrer vollendeten Entwicklung im Wege standen. Er muß daher oft tadeln, wo Andre nur zu bewundern gewohnt waren; aber noch häufiger, als es von den meisten Geschichtschreibern geschehen ist, hat er auf Athens Literatur hingewiesen, und Ref. glaubt nicht zum Nachtheil der Leser. Selbst Frauen werden dieses ihm Dank wissen, die mit der Jugend zusammen, eine so ins Einzelne gehende, immer zerstreute Darstellung der politischen Vorgänge gern gegen Anklänge so gediegener Poesie eintauschen. Das Buch ist geistreich und vortrefflich das Einzelne motivirend, und zeigt von einer Kenntniß und Bewältigung des Stoffes, die ohne diese Gewandtheit freilich auch kein solches Buch zu schaffen im Stande war. Philologen werden hier und da Einspruch thun: aber doch ist zu wünschen, daß die gleich gründlich studirten Alten, in gleicher Weise sie zu gleichen Darstellungen anregen. Auch das Neupre empfiehlt diese so empfehlenswerthen vier Bände.

H. Pape.

Die Burgen und Bergfesten des Harzes und der nächsten Umgegend. Mit 12 Abbildungen. Für Harzwanderer. Von Fr. Hoffmann. Quedlinb. und Leipz. Basse. 1836. gr. 8. IV und 246 S.

Außer dem majestätischen Rhein dürfte kaum eine Gegend unsers Deutschen Vaterlandes so reich an Burgen und Bergfesten gewesen seyn, als das hercynische Gebirge, und noch erblickt man überall in demselben die malerischsten Trümmer einer solchen kräftigen Vorzeit. Tiefen Eindruck verfehlen sie nie auf den Wandrer zu machen, und erwehren kann er es sich nicht, den Führer oder Begleiter nach Namen, Geschichte, Alter oder Sage und Nähr zu fragen. Wohl selten nur kann er aber erwarten, gründlich und ausreichend darüber berichtet zu werden, und um so willkommener wird ihm das Buch seyn, das der geist- und gemüthvolle Fr. Hoffmann, der wackere Nachfolger des trefflichen Starke in Amt- und Lebenskreis, wie vorliegend herausgegeben hat. Er selbst durchwanderte von dem reizend gelegenen Blankenburg aus, fast alle diese Gegenden und schildert nun theils mit der Lebendigkeit eigener Ansicht und erregten Gemüths, was er sah und hörte, und sammelte, wo dieß ja nicht der Fall war, die besten und sichersten Nachrichten darüber ein. So sagt er selbst im Vorworte, daß die geschichtlichen Notizen und Sagen in seinem Buche meist aus alten Chroniken geschöpft seyen, Einiges mündlicher Ueberlie-

ferung entnommen, in der Beschreibung einzelner Burgen zwar bekannte Werke benutzt, überall jedoch zu den letzten Quellen, so weit immer möglich zurückgegangen worden sey.

Es sind 60 Burgen, von welchen wir auf diese Art ausführlichere oder kürzere, aber doch stets einige Kunde erhalten, und es dürfte schwerlich über einen so kleinen Umkreis ein ausführlicherer Wegweiser dieser Art sich finden. Denn auch Wegweiser wird das Buch für viele dieser Burgen, indem es von naheliegenden Städten aus den Weg zu denselben beschreibt, und nicht selten uns die reizendsten Bilder der anziehenden Landschaft aufstellt, die dort sich in mannigfaltigster Abwechslung ausbreitet. Ja selbst eine völlige Marschrouten erhält der Wanderer Seite 222, unter der Ueberschrift: Eine Reisebahn, nach welcher er die meisten dieser Burgen auf einer zweckmäßig eingerichteten Wanderschaft in kurzer Zeit besuchen kann.

Das Eigenthümliche solcher Arbeiten bezeichnet nichts besser, als die Mittheilung eines einzelnen Abschnitts daraus. Leider müssen wir es uns versagen, einen der größern und ausführlicheren, eben deshalb aber auch um so reichhaltigeren, hier abdrucken zu lassen, und beschränken uns daher auf einen der Kürzern in nachfolgendem:

„Stecklenberg.

Gebet und Lied und Wort, — es ist verklungen:  
Doch predigt jeder Stein mit tausend Zungen:  
Ob Menschenwerke untergehn,  
Was Gottes ist, wird fortbestehn.

Wenn man die letzten Häuser des Dorfes Suderode verlassen hat und nun dem nach Westen hin fortlaufenden Wege folgt, der sich anfangs dem Walde entlang zieht und dann in denselben einbiegt, so sieht man, sobald man sich dem Dorfe Stecklenberg nähert, ein altes, verfallenes Gemäuer über die Wipfel der Bäume hervorschauen. Es sind die Trümmer der Burg Stecklenberg, die auf einem kegelartig gestalteten, jetzt mit Gebüsch überwachsenen Hügel erbauet wurde, welcher nach allen Seiten hin jäh abfällt, und nur im Südwesten durch eine schmale Zunge mit den höhern Bergen des Südens in Verbindung steht. Dort war der zur Burg führende Eingang, den ein breiter Graben zu beiden Seiten, mit einer hinter ihm aufgeführten Mauer, vor den Feinden schützte. Jetzt ist diese zusammen gesunken und hat mit ihrem Schutte die Tiefe jenes fast gänzlich ausgefüllt. Etwas östlich von der vormaligen Einfahrt erhebt sich ein gegen siebenzig Fuß hoher viereckiger Thurm. Er, einstens das kräftigste Bollwerk gegen stürmenden Andrang,

steht nun seines Daches beraubt morsch und gebrechlich da. Die Strahlen der Sonne und die Güsse des herabströmenden Regens haben die Fugen seiner Quadern gelöst und sein ehrwürdiges, altergraues Antlitz mit tausend tief eindringenden Rissen und Spalten durchfurcht, während ergrimmete Stürme, die der Urbater Brocken über seinen Scheitel dahinjagte, den obersten Theil seiner westlichen Mauer herabstürzten und so die Bahn zu seiner gänzlichen Zerstörung brachen. Im Osten reiht sich an ihn ein Mauerstück an, in dessen gewölbten Fensteröffnungen man das ehemalige Gotteshaus erkennt, mit dem die andern Gebäude der Burg in Verbindung standen, von denen man in zwei parallel nach Nordosten laufenden Grundmauern und ihrer nördlichen Giebelwand, an die sich ein fast gänzlich nach Norden sich ziehendes Trümmerstück anschließt, die letzten geringen Ueberreste erblickt, während von ihrem, den geringen Umfang des Burghofes umschließenden, weitem Kreislaufe nach Süden, durchaus alle Spuren bis auf wenige Schutthaufen und ein nur einige Fuß über die Erde hervorragendes Mauerstück nahe am Eingange, von dem Boden hinweggewischt sind.

Die Landschaft, welche man von dem Hügel, der unsere Ruine trägt, überschauet, bietet zwar keinen großen Reichthum von Mannigfaltigkeit und Abwechslung dar, wird aber gewiß in dem Gemüthe jedes Betrachtenden einen tiefen, bleibenden Eindruck zurücklassen. Gegen Süden thürmen sich hohe Berge zum Himmel empor, von denen einem mehr westlich gelegenen, die Trümmer der Lauenburg herabschauen. Ihre Gestalt ist kegelartig, ihre Bekleidung dichter, hoch aufgeschossener Hochwald, ihr Ansehen ernst und düster. Finstre Schluchten zerreißen hier und dort ihre Massen, die sich nach beiden Seiten hin in allmählicher Abdachung, bogenförmig gegen Norden dehnen, dort jene beiden, den Hügel der Stecklenburg umschlingende, sich im Süden fast vereinigende Thäler in ein einziges zusammenfassend, das je weiter abwärts sich mehr und mehr erweitert, bis ihre letzten Zweige sich in der Ebene verlaufen. Ueber den westlichen Bogen dieses Bergwalls ragt in nordwestlicher Richtung das graue vielfach zerrissene, scharf ausgezackte Geklipp des Reinsteins empor, während man über den östlichen die auf einen Hügel eng in einander gedrängten Wohnungen der Luedlinburger Vorstadt Münzenberg, die Zinnen des Schlosses daselbst und einige Thürme der Stadt hinwegschauen sieht. Nach Norden im Thale am Fuße unseres Hügels reihen sich die Häuser Stecklenbergs an einander, mit ihren rothen Ziegeldächern freundlich nach Oben hinblickend; an sie schließen sich Wiesenpläne und buntstrei-

figes Ackerland an, aus dessen Umgebung, von Weiden und Pappeln umkränzt, das Dorf Reinstedt hervorsteht. Zu seiner Linken gewahrt man eine wunderbarlich gestaltete, sich nach Westen lang hindehnende Felswand, die durch Sagen und Märchen weit bekannte Teufelsmauer, neben deren östlichem Ende sich die äußersten Häuser des Dorfes Wedderleben zeigen, während die Thürme des Doms von Halberstadt fern über sie emporragen. Weiterhin erspähet ein scharfes Auge noch hier und dort in duftige Nebel gehüllte Dorfschaften auf der sich unfehlbar ausdehnenden, dann und wann von sanften Hügeln unterbrochenen Ebene, die sich immer mehr und mehr zu erheben und endlich mit dem Firmamente zu verschwimmen scheint.

Vor hundert Jahren waren noch einzelne Zimmer der Burg Stecklenberg bewohnbar; in der Kirche, welche mehre Gemälde schmückten, ward noch Gottesdienst gehalten; ja ein Greis hat uns versichert, er erinnere sich recht wohl, daß sein Vater jeden Sonntag Nachmittag mit dem Gesangbuche hinauf in die Schloßkirche gegangen sey. Um das Jahr 1750 ward von den Steinen der abgebrochenen Burgkapelle ein neues Kirchlein unten im Dorfe erbauet.

Die Geschichte meldet nichts von den Erbauern der Burg; ob dieselbe zur Zeit Kaiser Friedrichs I. schon gestanden habe, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, da sie unter den Burgen, welche sich diesem tapfern Fürsten überlieferten, nicht genannt wird; es ist möglich, daß sie mit der Lauenburg, deren um diese Zeit in alten Urkunden Erwähnung geschieht, einen Besizer gehabt hat. Gewiß ist, daß sie im Anfange des 13. Jahrhunderts zu den Besitzungen des Stiftes zu Quedlinburg gehörte, daß wenigstens ihre Bewohner diesem zinsbar waren. Einer derselben weigerte sich standhaft, den Zins zu zahlen; das Stift wandte sich deshalb an den Bischof zu Halberstadt, welcher den Bann über den Widerspenstigen aussprach. Der wilde Ritter achtete wenig des Kirchenfluches, und spottete seiner bei jeder Gelegenheit. Da wandte sich seine fromme Gemahlin an den Burgkaplan mit der Bitte, durch Vorstellungen den starren Sinn des der Hölle Zueitenden zu brechen. Dieser nahm die Gelegenheit wahr, bei welcher dem Burgherrn am besten beizukommen war; während die Becher beim Mahle klangen, führte er dem Herrn seine Schuld zu Gemüthe. Der Ritter ließ sich aber dadurch so wenig beugen, daß er viel-

mehr abermals die heilige Kirche lästerte und im Lecken, trotzigen Muthes seinen Humpen auf die Gesundheit des Bischofs zu Halberstadt leerte. Kaum hatte er getrunken, so sank er entsezt dahin.

Noch in diesem Jahrhunderte werden die reichen und mächtigen Ritter von Hoym als Besizer Stecklenbergs genannt. Im 14. Jahrh. war sie ein Eigenthum der Herren von Hadmarleben, wurde aber, weil sie zu einer Raubburg herabgesunken war, von dem Erzbischof Dietrich von Magdeburg zu derselben Zeit mit einem Heerhaufen angegriffen, erstürmt und zerstört. Bald darauf kam die Stätte wiederum an die Familie von Hoym, welche die Burg wieder herstellen ließ.

Es wird ihrer nun zwar öfter noch erwähnt, Bedeutendes ist jedoch nicht mehr von ihr zu melden. Als die Edlen es vorzuziehen anfingen, auf ihren Höfen in Dörfern zu wohnen, oder in Städten von ihren Einkünften gemächlich zu leben, ward auch Stecklenberg wahrscheinlich verlassen und zerfiel allmählig; wie wir schon erwähnten, hatte sich das Kirchlein am längsten gehalten."

Die 12 zu dem Werke gehörenden größern Lithographien von E. Gerhardt nach Zeichnungen von F. E. Burkhardt, denen noch einige kleinere minder sorgfältig behandelte beigelegt sind, bieten recht gut aufgefaßte und eben so ausgeführte Ansichten der Trümmer mehrerer der bedeutendsten und malerischsten Burgfesten dar, und dienen dem auch typographisch sehr ausgezeichneten und dem Geschmacte der Verlags-handlung Ehre machenden Werke, zur Zierde.

Jh. Hell.

Die Lehre von den Verträgen oder Contracten nach dem in ganz Deutschland geltenden gemeinen Rechte, nebst einer Anleitung zu Aussägen über jede Gattung derselben, mit 317 Formularen von L. F. Hegel, Rechts Consulente n. gr. S. Schwäbischhall 1837. S. 820. Preis 3 fl. 30 kr.

Wenn es — nach dem Ausspruche eines geschätzten Schriftstellers — Hr. Erhards in s. Kritik des allgemeinen Gesetzbuchs für die preussischen Staaten — nächst der Pflicht, gute Gesetze zu geben, keine dringendere Obliegenheit für den Staat giebt, als die, dafür zu sorgen, daß der Unterthan sie kenne; so darf der Verfasser dieser Schrift um so mehr auf allgemeinen Beifall nicht allein der unstudirten Geschäftsmänner, sondern auch der praktischen Juristen, welchen durch diese gedrängte Zusammenstellung der Gesetze und der Meinungen der berühmtesten Rechtslehrer das Zeitraubende Nachschlagen der Quellen erspart wird, rechnen, als durch die beigelegten Vorschriften des Württembergischen Rechts, die Justiz-Verfassung dieses Staats, welche sich durch Klarheit und Energie von der mancher größern Staaten auszeichnet, auch dem Ausländer bekannt wird.

H.

H—L.

### D r u c k f e h l e r.

In Nr. 32 der Blätter für Literatur u. ist statt „Heuckmann“ zu lesen Jundmann, so wie in Nr. 55 Spalte 2 Zeile 1 und 2 „dem üppigen Schönheits Florum.“